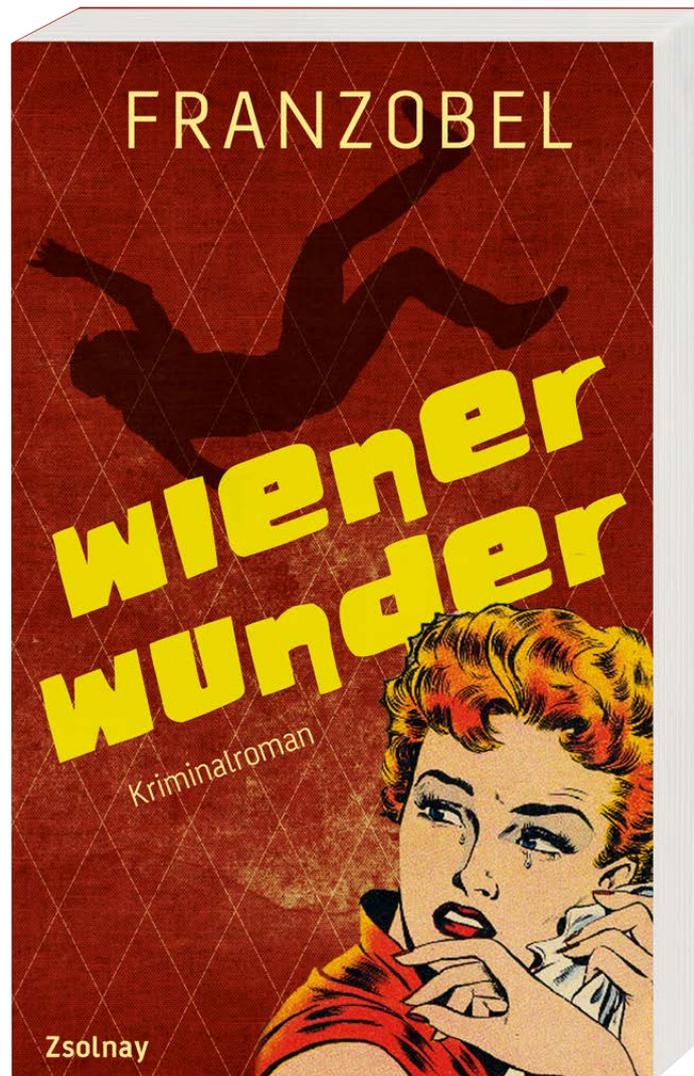


Leseprobe aus:

Franzobel
Wiener Wunder



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2014





FRANZOBEL
WIENER WUNDER

Kriminalroman

Paul Zsolnay Verlag

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-552-05690-9

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2014

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für Maxi und Mucki

WETTER RIECHEN

Es war ein regnerischer Oktobertag. Auf den Straßen Wiens standen Wasserlachen, und wenn man nicht nahe an der Hauswand ging, wurde man von rücksichtslosen Autofahrern nassgespritzt. Ein kalter Wind piffte durch die Gassen, so stark und böig, dass es Hüte und kleine Hunde davonwehte, Schirme umbog und fahrende Motorräder um einen halben Meter versetzte. In einem Außenbezirk war ein Baugerüst umgestürzt und hatte drei Arbeiter in den Tod gerissen. Die letzten Gastgärten waren seit Tagen geschlossen.

Trotz dieses miesen Wetters hatte sich Kriminalkommissar Groschen nicht wie seine Inspektoren vom Turko-Italiener etwas bringen lassen, sondern war zum Chinesen gegangen, um sein Lieblingsmenü, Nummer zehn, zu speisen. In dem Lokal hingen jede Menge feuchter Mäntel und Hüte, die Fenster waren beschlagen, und es roch schon winterlich. Heute waren es besonders wenig Meeresfrüchte und besonders viele Chilischoten, dafür wurde die Frühlingsrolle aus Unachtsamkeit erst nach der Hauptspeise gebracht. Auf dem Bier fehlte der Schaum, und beim Zahlen hatte ihm die kleine, immer lächelnde Chinesin glatt um dreißig Euro zu wenig rausgegeben. Wenn er sie nicht seit Jahren gekannt hätte, wäre ihm dieses zerstreute Verhalten verdächtig vorgekommen. So aber trank er den lauwarmen Pflaumenwein, der hier als Digestif gereicht wurde, und begab sich zurück in die Vorlaufstraße, in das Hauptquartier der Wiener Kriminalpolizei.

Auf seinem Schreibtisch warteten Berge von Akten. Schreiben von Gerichten, Anfragen, Bewilligungen, Beschwerden, Interviewgesuche von angehenden Soziologen – lauter Dinge, die Kommissar Groschen nicht interessierten. Die unteren Enden seiner Hosenbeine waren nass, und er spürte ein paar Lauchreste zwischen den Zähnen, als ihm Inspektor Gordon Zwilling wortlos einen Zettel überreichte. Eine ausgedruckte E-Mail. Absender: Ein Fan. Betreff: Mord.

Groschen, der in letzter Zeit immer wieder das Gefühl hatte, beobachtet zu werden, lief ein Frösteln über den Rücken, als er die folgenden Zeilen las. Es war, als ob ihm eine Hand durch die Gedärme fuhr, sein Herz packte und zu drückte. Er hätte nicht zu sagen vermocht, wieso, stand da doch nur:

»Sehr geehrte Kriminalpolizei, in den nächsten Tagen wird ein hierzulande bekannter Sportler einen vermeintlichen Selbstmord begehen. Dabei wird es sich um eine geschickte Inszenierung handeln, die ein Verbrechen verschleiern soll. Mord! Lassen Sie sich bloß nicht täuschen und den Täter ungestraft davonkommen. Seien Sie wachsam! Hochachtungsvoll, ein Fan.«

Groschen sah Zwilling an, der mit den Achseln zuckte.

– Bis jetzt hat sich kein Sportler umgebracht. Ich denke, wir müssen das nicht ernst nehmen. Bestimmt irgendein Spinner, der sich wichtigmacht.

– Bevor du zu viel denkst, überprüfe lieber die Herkunft, brummte Groschen.

– Haben wir bereits gemacht, sagte Zwilling nicht ohne Stolz. Die Mailadresse war extra für diese Mail errichtet und weder davor noch danach verwendet worden.

– Und wer hat geschrieben?

– Daran arbeiten wir, sagte der Inspektor und verließ das Zimmer. Er war ein bisschen misstrauisch, weil der Kommissar

gar nicht gefragt hatte, wieso das mit der Mailadresse bereits bekannt war. Normalerweise musste man eine Eingabe machen, einen langwierigen Behördenweg beschreiten, um einen meist in Übersee sitzenden E-Mail-Dienst dazu zu bringen, sensible Kundendaten freizugeben. Das konnte Monate, wenn nicht Jahre dauern und eine Ermittlung völlig zum Erliegen bringen. Gordon Zwilling, ein cholerisch aufbrausender Typ, hatte es diesmal mit Charme und Beziehungen innerhalb eines Vormittags geschafft. Aber wurde er dafür gelobt?

Wie sein Inspektor dachte auch ein Großteil in Kriminalkommissar Groschen, dass es sich bei dieser Mail entweder um einen schlechten Scherz oder um das Produkt eines Spinners handelte. Die Kriminalpolizei wurde oft mit derartigem Zeug belästigt. Briefe, E-Mails und Anrufe, bei denen man von vornherein ahnte, sie enthielten nur Unsinn. Manche kündigten den Weltuntergang oder eine Verschwörung an, andere fühlten sich verfolgt, und wieder andere wollten einen Mord beobachtet haben. Siebzig Prozent Spinner und fünf- und zwanzig Prozent Verwechslungen und Phantasie. Aber ganz abtun konnte man das trotzdem nicht, weil schließlich gab es auch noch jene fünf Prozent, die zur Aufklärung eines Verbrechens beitrugen. Und genau zu diesen fünf Prozent, das spürte der andere, kleinere Teil in Groschen, gehörte diese Mail. Das Gefühl des Beobachtetwerdens und das Frösteln, das ihm beim Lesen über den Rücken gelaufen war, gehörten ebenfalls dazu. Es war nicht mehr als eine dunkle Ahnung, die ihm das verriet, ein diffuses Bauchgefühl. Trotzdem befahl der Kommissar, sonst ein kühler Denker, dass man ihm in nächster Zeit die Akten aller Selbstmorde übermitteln müsse.

Anders als vor nunmehr beinahe dreißig Jahren, als Gro-

schen hierhergezogen war, war das einst graue und missmutige Wien mittlerweile eine fröhliche, bunte Stadt. Überall moderne Restaurants, in denen internationale Küche serviert wurde (Experimental-Sushi oder Walfischburger), Szenelokale, Ausstellungsräume, offene Bücherschränke, Radwege, Montessori-Kindergärten und vieles andere zeigte, die Stadt war im Aufbruch. Und dennoch, oder vielleicht gerade deshalb?, brachten sich um nichts weniger Menschen um als vor zwanzig, dreißig Jahren, als Wien noch mit der verdrücktesten Lebens- und Lustfeindlichkeit der Nachkriegszeit getränkt gewesen war. Die einen jagten sich eine Kugel in den Kopf, die anderen sprangen wo runter oder hängten sich am Türstock auf. Manche vergifteten sich mit Medikamenten, andere öffneten sich in der Badewanne eines Hotelzimmers die Hauptschlagader, warfen sich vor die U-Bahn, in die niemals blaue Donau oder ramnten sich ein Küchenmesser in den Bauch. Um niemanden zur Nachahmung zu animieren, durften die Zeitungen darüber nur dann berichten, wenn es sich um Prominente handelte, also selten, dennoch geschahen diese Suizide beinahe täglich. Mehr als zweihundert Menschen brachten sich in Wien jährlich um. Mehr Selbstmörder als Verkehrstote. Österreich kam in der Suizid-Statistik gleich hinter Litauen, Ungarn und Slowenien. Und wenn Groschen beim Fenster rausblickte, konnte er auch verstehen, warum. Der Herbst war wie ein Winken mit dem Partezettel, der den eigenen Tod verkündete. Die Tage wurden kürzer, und die braunen Blätter am Boden zeigten an, es gab kein Entrinnen vor der eigenen Vergänglichkeit. Vorbei war die Zeit, in der man barfuß durch Wiesen laufen konnte, vorbei die Zeit, in der man mit nacktem Oberkörper an einem See saß und Eis schleckte. Vorbei die Zeit.

Es waren trostlose Akten von Hoffnungslosen und Ge Scheiterten, die Groschen in den folgenden Tagen auf den

Tisch bekam. Menschen mit unheilbaren Krankheiten oder unbezahlbaren Schulden. Andere waren gekündigt oder vom Ehepartner verlassen worden, wieder andere waren depressiv, mit der Familie zerstritten oder von Schicksalsschlägen gebeutelt, und bei manchen gab es gar keinen ersichtlichen Grund. Und obwohl sich im Herbst, wie man Groschen versicherte, weniger Menschen umbrachten als im Sommer, der Hochzeit für Selbstmörder, trugen die Bilder, die ihm der Erkennungsdienst jetzt täglich auf den Schreibtisch legte, nicht gerade zur Aufhellung seiner Stimmung bei. Zumal der Himmel immer noch bleiern war und einem der Wind ins Gesicht peitschte, sobald man sich auf die Straße wagte. Ein Wetter, bei dem man jede Lebenslust verlor. Ein, wie Groschens kleine Nichte sagte, saures Wetter. Mitverantwortlich dafür, dass in Wien kaum jemand elegante Schuhe trug. Wien speiste sich seit Jahrhunderten von Menschen, die vor ein, zwei Generationen noch auf dem Land gelebt hatten, in unwirtlichen, von Murenabgängen und Überschwemmungen bedrohten Gegenden, in denen man nur Gummistiefel oder feste Schnürschuhe tragen konnte. War das der Grund, weshalb in Wien kaum jemand richtig gehen konnte? Die meisten fühlten sich in leichten Halbschuhen unwohl, und ihr trippelnder, nur die Fußballen belastender Schritt glich dem einer Chinesin, der man jahrelang die Füße abgeschnürt hatte.

Mittlerweile waren zehn Tage seit Erhalt der ominösen Mail vergangen, zehn Tage, in denen er sich mittags ausschließlich vom Menü Nummer zehn ernährt hatte, zehn Tage, in denen er sich immer wieder beobachtet fühlte, und zehn Tage, in denen sich unter den Selbstmördern kein Sportler fand, zumindest kein bekannter. Abgesehen von einem erfolglosen Kabarettisten und einem krebskranken Liebermacher kannte der Kommissar überhaupt niemanden.

Groschen wollte den Fall bereits abhaken, als man ihn zu einem Tatort rief. Ein bekannter Sportler sollte aus einer Wohnung gesprungen sein. Zwilling, der ihn angerufen hatte, war schon dort. Sechster Bezirk, Proschkogasse. Es war Montag, der 22. Oktober, 10 Uhr 45.

Der Kommissar, ein leicht korpulenter Mittvierziger, war von einer seltsamen Unruhe erfasst. Er schlüpfte in seine Jacke, ging von der Vorlaufstraße zum Donaukanal, der wie mattes Silber glänzte. Dort winkte er einem Taxi und ließ sich nach Mariahilf bringen. Aber Beeilung! Für die Prachtbauten an der Ringstraße hatte er ebenso wenig ein Auge wie für die Secession oder den Naschmarkt. Diese Sehenswürdigkeiten waren ihm so selbstverständlich, dass er sie höchstens dann wahrnahm, wenn ihm ein fotografierender Tourist den Weg verstellte. Waren es auf der Ringstraße die Kutschen und Fiaker, die ein züliges Vorankommen unmöglich machten, so stockte der Verkehr in der Wienzeile neuerdings scheinbar grundlos. Trotz des schlechten Wetters querten Touristengruppen auf dem Weg zum Naschmarkt die Straße. Lieferwagen von Händlern hatten eine ganze Spur verparkt, und der ständig stadtauswärts drängende Verkehr tat ein Übriges.

In der Proschkogasse, einer Gasse, die nur aus fünf Häusern bestand und die Magdalenenstraße mit der Linken Wienzeile verband, war ein kleiner Menschauflauf. Man hatte ein Absperrungsband gespannt, und Polizisten hielten die Neugierigen fern. Es regnete. Trotzdem standen da einige Pensionisten, Großmütter mit ihren Enkelkindern, Pizzaboten, Briefträger, Hundebesitzer mit angeleinten Kötern in der einen und deren eingetüteten Geschäften in der anderen Hand und gafften. Die meisten regungslos, als würden sie dem Schaufeln eines Baggers auf einer Baustelle zusehen.

Sanitäter klappten ihre Bahre ein. Ein Notarzt verstaute

sein Pulsmessgerät, und Polizisten standen unbewegt herum. Auf dem gemauerten, vor Nässe glänzenden Abhang zwischen Straße und Hauseingang lag der Tote. Braune Wildlederjacke, kariertes Hemd, Jeans. Das Gesicht eines Mannes von dreißig Jahren. Ein wächsernes Antlitz, gelb wie eine Quitte, in dem sich ein großer Schrecken abgebildet hatte, keine Spur von der stolzen Selbstzufriedenheit, dem Glück, das letzte Wort zu haben, so manch anderer Selbstmörder. Groschen sah ihn an und fühlte einen Stich im Magen. Halbverdautes Frühstück stieg ihm hoch bis in die Kehle.

– Der 400-Meter-Läufer Edgar Wenninger, flüsterte Zwilling. Kein schöner Anblick. Aus den Beinen, die diesen Körper vor noch nicht allzu langer Zeit unter fünfzig Sekunden durch die Stadionrunde getragen hatten, standen offene Knochen. Der kahlrasierte Schädel war in Mitleidenschaft gezogen, die Arme, seltsam verbogen, erinnerten an einen absurden Koitus-Versuch. Ein rotes Rinnsal hatte sich gebildet, sammelte sich unten beim Hauseingang zu einer kleinen Lache. Ein Hund schnupperte daran, wurde aber gleich verschucht. Anscheinend hatte der Tote beim Aufprall einen Schuh verloren, einen blau-gelben Turnschuh, den später jemand neben ihn gelegt hatte – wie eine letzte Ehrbezeugung.

War das der Sportler, von dem die Mail gesprochen hatte? Der inszenierte Selbstmord? Oder nur ein dummer Zufall?

Groschen, die Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben, spürte wieder, wie sich fremde Blicke in seinen Rücken bohrten. Jemand beobachtete ihn. Der Kommissar drehte sich um und konnte niemanden sehen. Dann blickte er die graue, schmucklose Fassade hinauf – es war ein altes Haus mit düsteren, schmutzigen Wänden – und sah, im vierten Stock stand ein Fenster offen.

– Da muss er sich runtergestürzt haben, blickte auch Zwilling drauf. Kennen Sie ihn?

Obwohl sich Groschen kaum noch für Sport interessierte, wusste er, Edgar Wenninger war der gegenwärtig erfolgreichste österreichische Leichtathlet. Dritter bei den Olympischen Spielen, Halleneuropameister, Vizeweltmeister, vielfacher Staatsmeister, Testimonial einer großen Bäckereikette, Werbeikone einer Schuhfirma. Wenninger war so etwas wie ein Star. Allerdings ein gewesener. Vor wenigen Wochen hatte man ihn des Dopings überführt und ihm rückwirkend alle großen Erfolge aberkannt. Im bevorstehenden Prozess drohte ihm nicht nur eine Gefängnisstrafe, sondern auch die Rückzahlung von Sponsorengeldern in Millionenhöhe. Mit einem Wort, Wenninger war fertig. In den Medien hatte man ihn als Betrüger und Verräter abgestempelt, als einen, der den sauberen Sport verraten hatte. Zuerst, noch ganz auf seinen Ruhm vertrauend, hatte er alles abgestritten, war er mit den üblichen Ausreden gekommen, verunreinigte Nahrungsergänzungsmittel, Laborfehler, vertauschte Probe, unabsichtlich geschluckte Anti-Baby-Pillen, Verschwörung, dann, als er merkte, man glaubte ihm nicht, hatte er die Strategie geändert, alles zugegeben und sich zur Kooperation beiterklärt. Doch da war es bereits zu spät.

– Kein Wunder, dass so einer seinem Leben ein Ende setzt, meinte Zwilling.

– Mag sein, brummte Groschen und deutete zum offenen Fenster. Und da oben wohnte er. Lass uns das besichtigen. Der Kommissar war froh, einen Grund zu haben, von hier wegzukommen. Nicht die Anwesenheit des Toten belastete ihn, Leichen hatte er in seinem Berufsleben schon genug gesehen, die gingen ihm, sofern es sich nicht um Kinder handelte, selten besonders nahe. Da entsetzte ihn eine Nachricht wie die von dem Protest-Künstler, der sich an den Hoden am Roten Platz in Moskau festgenagelt hatte, viel mehr. Aber diesmal war es kein Phantomschmerz an den Weich-

teilen, der Groschen irritierte, sondern ein fremdes Augenpaar, das noch immer auf ihm ruhte und sich in ihn bohrte. Kam es von einem der Nachbarhäuser? Aus einem geparkten Auto? Oder fixierte ihn einer der Passanten? Groschen hätte es nicht sagen können. Im Gegensatz zu seiner Frau, die wetterfühlilig war und ständig von seltsamen Erlebnissen mit Geistern von Verstorbenen berichtete, war er kein bisschen esoterisch, und trotzdem fühlte er, ohne zu wissen, warum, diesen schweren fremden Blick. War es der Verfasser der Mail, der ihn beobachtete? Der Mörder? Oder bildete sich der Kommissar alles nur ein? Er war ein großgewachsener, leicht übergewichtiger Mann, stoisch, phlegmatisch, verschlossen, keiner, dem man eine besondere Sensibilität für unmessbare Ereignisse zutraute, und trotzdem spürte er da was. Sein Inspektor hätte ihn ausgelacht, also sagte Groschen besser nichts.

Sie gingen zum massiven Haustor. An der Gegensprechanlage stand nirgendwo Wenninger, was aber nichts bedeuten musste, weil auch sonst kaum Namen darauf zu finden waren. Manche waren verwischt, bei anderen war das Schild heruntergerissen. Lesen konnte man Engel, Holzdeppe, Kocherscheit, Geipel, Seeliger. Hinter Golden hatte ein Spaßvogel mit schwarzem Eddingstift »Shower« geschrieben.

Das Tor war offen, und, wie der Kommissar feststellte, so beschaffen, dass der Einschnappmechanismus nicht mehr funktionierte. Dahinter befanden sich eine grüne Altpapiertonne, der Briefkasten und das schwarze Brett mit der Anschrift einer Gebäudereinigungsfirma. Eine Katze wurde vermisst, und ein Aushang verkündete die Beschlüsse der letzten Mieterversammlung.

– Leider gibt es keine Hausmeister mehr, murkte Groschen. Hausmeister wussten, was vorging, wer Besuch empfing und wer immer erst spätnachts nach Hause kam. Haus-

meister waren für die kriminalistische Arbeit unersetzlich, zumindest nicht durch eine Gebäudereinigungsfirma, die einmal in der Woche einen Putztrupp vorbeischiekt und im Winter den Gehsteig von Schnee und Eis befreit.

Groschen und Zwilling gingen durch ein dunkles Stiegenhaus bis in den vierten Stock. Je höher sie kamen, desto niedriger wurden die Stockwerke und desto schlichter war auch das schmiedeeiserne Stiegegeländer. War es unten noch mit Fratzen und Girlanden verziert, fehlte ihm oben jede Kunstfertigkeit. Offensichtlich ein Dachbodenausbau, wie man ihn in Großstädten häufig fand. Groschens Frau hatte sich eine Weile für so etwas begeistert und war ihm monatelang mit ihrem Umzugswunsch im Ohr gelegen. Lass uns auch in so eine Mansardenwohnung ziehen, hatte sie gefleht, da hat man eine Aussicht. Aber er war dagegen gewesen. Die dünnen Wände, Räume, die sich im Sommer unerträglich aufheizten, Dachfenster, bei denen es reinregnete, sofern sie im Winter nicht komplett zugeschneit wurden, und die täglichen Liftfahrten waren ihm derart zuwider, dass sie mit keiner noch so erregenden Aussicht aufgewogen werden konnten. Außerdem war Groschen ein Mensch, der gerne am Boden blieb und dicke gediegene Wände liebte – keine Rigipsplatten.

Vierter Stock also. Sie standen vor drei neuen Türen, aber auf keinem der Türschilder stand Wenninger. Stattdessen Engel, Stanek und Kocherscheit. Drei Namen, die dem Kommissar nichts sagten, obwohl er zwei davon schon auf der Gegensprechanlage gelesen hatte.

– Stanek war der Dealer von Wenninger, zumindest hat der Sportler das in Interviews behauptet, sagte Zwilling und klopfte an dessen Tür, die nur angelehnt war. Der Schlüssel steckte.

– Dealer?

– Na, für die Dopingpräparate. Sein Spitzname ist Spritzen-Charly.

Langsam betraten sie die Wohnung, die den Eindruck vermittelte, als würde sie morgen zur Vermietung ausgeschrieben. Groschen hatte schon viele Wohnungen gesehen, die stets etwas von den Dramen erahnen ließen, die sich darin abgespielt hatten. Diese hier glich einem Hotelzimmer. Trotz der Möbel war sie mehr oder weniger leer. Keine Bücher in den Regalen, kein Nippes in den Vitrinen, im Schrank hing nur eine einzige Jacke, der Tisch war abgeräumt, auch im Nebenzimmer fand sich nichts Persönliches, keine Fotos, keine Bilder. Nichts deutete darauf hin, dass hier jemand wohnte. Ein ausziehbares Bett, ein Fernseher, Läufer aus Sisalhanf, Glastisch. Die Küche war geputzt, die abgewaschenen Teller und Töpfe standen ordentlich in einem Hängekasten. Auch der Kühlschrank war leer, nur im Gemüsefach lagen ein paar Medikamente.

– Hier wohnt keiner, drehte Zwilling den Wasserhahn auf und war verblüfft, als sofort ein Strahl klares Wasser herauskam.

– Anscheinend doch! Groschen stand vor einem eingebauten Gefrierschrank, der mit gefrorenen Blutbeuteln angefüllt war. Er nahm einen heraus, wischte die dünne Eisschicht vom Etikett und las eine seltsame Nummernkombination.

– Das wird die Dopingfahnder freuen, schnalzte Zwilling mit der Zunge. Und als ihn Groschen verständnislos ansah, erklärte er in groben Zügen, wie Eigenblutdoping funktionierte. Man ließ sich in der wettkampfflosen Zeit Blut abnehmen, das entweder gerade reich an weißen Blutkörperchen war oder in speziellen Zentrifugen damit angereichert wurde, um es sich dann vor Bewerben zu injizieren, weil man damit leistungsfähiger war.

– Hmm, murrte Groschen und dachte an seine eigenen

sportlichen Betätigungen. Im Urlaub ging er manchmal joggen, und während des Jahres war er froh, wenn er es einmal die Woche ins Fitnesscenter schaffte. Um sich nicht zu blamieren, mied er das für Polizisten errichtete Studio im Dachgeschoß der Vorlaufstraße und ging stattdessen in einen fast nur von muskulösen Türken frequentierten Keller in der Franz-Hochedlinger-Gasse. »Muckibude« hieß der Club. Ob ihm, dem massiven, fünfundvierzigjährigen Kommissar, dieses Eigenblutdoping auch etwas brächte?

Sie gingen zum offenen Fenster, sahen, wie vier Stockwerke unter ihnen zwei Graubemäntelte, wahrscheinlich Angestellte des Gerichtsmedizinischen Instituts, die Leiche Edgar Wenningers in einen Zinksarg luden, sich über die nasse Schräge mühten und dann den Metallkubus in den schwarzen Kombi hievten. Die beiden scherzten, stiegen in ihr Fahrzeug und fuhren langsam weg. Kaum war der Leichenwagen außer Sichtweite, entfernten Polizisten die Absperrung und den provisorischen Sichtschutz, der den Neugierigen genug Einblick gewährt hatte, um stehen zu bleiben. Nun zerstreuten sie sich wieder. Ein Gemeindebediensteterkehrte die Sägespäne zusammen, die er auf die Blutlachen gestreut hatte, und aus den angrenzenden Fenstern verschwanden nach und nach die Köpfe der Kiebitze. Als etwas später ein Radfahrer ankam und sein Gefährt an das Eisenrohr ankettete, das die Straße von der Schräge zum tiefer gelegenen Hauseingang trennte, war es so, als wäre nichts geschehen.

Aber warum bringt sich jemand in einer fremden, fast leeren Wohnung um, sinnierte Groschen. Warum springt der ausgerechnet hier aus dem Fenster? Gab es einen Abschiedsbrief? Nein? Hatte er sonst etwas in der Wohnung zurückgelassen? Nein? War es vielleicht doch, so wie in der E-Mail angekündigt, Mord? Ein Großteil in ihm schüttelte den

Kopf, der andere, kleinere Teil schrie begeistert: Ja! Jawohl! So oder so würde man den Erkennungsdienst bitten müssen, hier alles auf Fingerabdrücke und DNA-Spuren zu überprüfen. Da hörten sie ein Geräusch an der Tür, zuckten kurz zusammen und sahen dann einen älteren, schon etwas verknitterten Herrn vorsichtig eintreten. Für einen Augenblick erstarrten alle.

– Sie sind also der Stanek, hörte man nach einer kurzen Pause, in der sich alle wieder fingen, sowohl den Eintretenden als auch Kommissar Groschen sagen.

Einzig Inspektor Zwilling lächelte. Er hätte nicht gedacht, dass man ihn oder den Kommissar mit dem Drogendealer Karl Stanek verwechseln konnte. Stanek alias Spritzen-Charly war groß, schlank und trug zumindest auf Fotos immer einen Dreitagebart, während er selbst, Zwilling, nicht besonders groß und Kommissar Groschen alles andere denn schlank war.

– Ich bin Hanns Hallux, sagte der Eintretende. Und Sie? Er machte den Eindruck eines Menschen, der gerade registrierte, dass man ihm eine Falle gestellt hatte.

– Kriminalpolizei.

– Kriminalpolizei? Dann haben Sie Stanek verhaftet? Eine große Enttäuschung machte sich in Halluxens Gesicht breit. Der Mann hatte einen kleinen Kopf auf einem langen Hals, in dem ein vorspringender Adamsapfel wie ein Tischtennisball herumhüpfte. Groschen hatte auf der Polizeischule einen Lehrer gehabt, der ähnlich ausgesehen hatte. Seine Mitschüler wie auch alle Lehrer hatten den armen Teufel nur Hühnerschädel genannt, weil er sie irgendwie an ein gerupftes Huhn erinnert hatte.

– In welcher Beziehung stehen Sie zu Stanek?, fragte Groschen.

– In überhaupt keiner, sagte der alte Mann, der nun all-

mählich seine Sicherheit wiederfand. Er trug einen englischen Tweedanzug und hatte einen cremefarbenen Trenchcoat über den Unterarm geworfen. Auf seinem haarlosen Kopf waren einige Altersflecken zu sehen. Groschen fielen die teuren Schuhe auf, Budapester, in einem auffälligen Gelbbraun, wozu man früher Gänsekacke gesagt hätte. Dazu eine schwere sportliche Uhr.

– Wie schon gesagt, ich bin Hanns Hallux. Hanns mit zwei N.

Groschen blickte ihn so verständnislos an wie ein mathematisch unbegabter Volksschüler eine quadratische Gleichung.

– Der Dopingfahnder! Karl Stanek hat mich angerufen, weil er mir ein Geschäft vorschlagen wollte. Ehrlich gestanden habe ich damit gerechnet, ein paar Namen zu bekommen, aber Sie sind mir mit seiner Verhaftung wohl zugekommen.

– Namen?

– Darf ich mich setzen? Hanns Hallux nahm ohne eine Antwort abzuwarten am Esstisch Platz, holte Luft und sprach mit tonloser, stumpfer Stimme: Wissen Sie, die afrikanischen Sklaven für die Baumwollfarmen in den Südstaaten sind von ihren eigenen Häuptlingen verkauft worden. So ist es immer, die einen kommen ganz gut durch, die anderen werden verkauft. Heute läuft das Spiel genauso. Wir Dopingfahnder brauchen Erfolge, um das Geld zu rechtfertigen, das der Staat bezahlt, damit die Sportler sauber sind, wenn sich Politiker mit ihnen fotografieren lassen. Der Dopingfahnder lächelte wie ein Heiratsschwindler, der erzählt, wie er einsame Köchinnen oder alte Witwen reinlegt.

– Nun können wir natürlich nicht das ganze System auf-fliegen lassen, selbst wenn wir könnten, das bedeutete einen Kahlschlag, von dem sich der Sport hierzulande zwanzig

Jahre lang nicht erholen würde. Wir selber wären arbeitslos. Unsere Institute müssten schließen. Sie können davon ausgehen, so ziemlich jeder Sportler, der irgendwelche Erfolge hat, ist gedopt. Skifahrer, Fußballer, Leichtathleten, Kraftsportler, Ausdauersportler. Nur bei Schachspielern bin ich mir nicht sicher. Hallux rollte mit den Augen. Drogen sorgen dafür, dass man die katabolischen Phasen vermeiden kann, Drogen schützen vor Verletzungen, Drogen verkürzen die Regeneration, Drogen ermöglichen es, eine Spitzenleistung wieder und wieder und wieder zu erbringen. Jetzt stellen Sie sich vor, was das heißt, wenn plötzlich alle Sportler gesperrt werden. Keine Werbung, kein Fernsehen, keine Sportindustrie mehr, nichts. Das ist weder im Interesse der Schuhfirmen noch im Interesse der Bekleidungsindustrie, noch im Interesse der Medien. Die Tourismusverbände würden rebellieren. Und auch das Publikum hätte nichts davon. Also gibt es kleine Deals. Das sind meist Sportler, deren aktive Laufbahn schon beendet ist, oder welche, die es nie bis ganz nach oben schaffen. Immer aber solche, die sich das ganz teure Doping nicht leisten können.

Groschen hörte ihm aufmerksam zu, bevor er langsam zum Tisch ging, sich ihm gegenüber setzte und fragte:

– Und was ist mit Edgar Wenninger? War das auch einer von den Namen? War das auch ein Deal?

– Mit dem Wenninger? Aber nein, senkte Hallux seinen Blick. Wenn es heller gewesen wäre, hätte man den dünnen Schweißfilm auf seiner Stirn sehen können. Mit dem Wenninger ist etwas schiefgelaufen. Den hat jemand verpiffen.

– Verpiffen? Wie kommen Sie darauf?

– Nun, der ist ja nicht von uns, der nationalen Anti-Doping-Agentur, erwischt worden, sondern von der Welt-Anti-Doping-Agentur. Wenn wir ihn kontrolliert haben, war er immer sauber. Die meisten, die wir kontrollieren, sind sau-

ber. Hallux grinste, und Groschen roch eine herbe Magensäure, wie sie von manchen älteren Männern ausging.

– Der Wenninger war gewissen Herren zu erfolgreich. Bei dem standen die internationalen Dopingfahnder genau am richtigen Tag vor der Tür. Die kannten seine Trainingspläne. Wenn jemand einigermaßen professionell dopt, gibt es nur noch ganz schmale Zeitfenster, in denen das feststellbar ist.

Warum hatte Groschen den Eindruck, dass der Dopingfahnder nicht ganz aufrichtig war? Lag es an seinem roten Hühnerkopf? Oder an der teuren Kleidung, die an einen aristokratischen Entenjäger erinnerte?

– Aber fertiggemacht habt Ihr ihn dann, sagte Zwilling.

– Das war ein trauriger Tag für alle, die den Sport und seine Helden lieben, seufzte Hallux. Jeder hat halt seine Rolle, die er spielen muss. Natürlich müssen wir nach außen hin die Dopingsünder wie Verbrecher hinstellen, obwohl wir ganz genau wissen, nach diesem Maßstab gibt es nur Gauner. Aber er soll einmal drei, vier Jahre warten, bis Gras über die Sache gewachsen ist, dann kommt er schon wo unter. Vielleicht wird er Co-Kommentator beim Fernsehen oder Veranstalter? Oder in einer halblustigen TV-Show? Die Öffentlichkeit verzeiht einem erfolgreichen Sportler immer irgendwann.

– Der Wenninger braucht nicht mehr zu warten. Der kann nirgends mehr unterkommen, erhob sich Groschen und sagte mit grabestiefer Stimme: Der ist umgekommen.

– Tot? Ein Unfall? In Halluxens Gesicht zeigte sich ehrliche Verwunderung. Mit dem Auto? Diese Sportler haben alle einen Hang zu schnellen Autos, und weil die meisten nicht viel in der Birne haben, rasen sie wie die Verrückten ...

– Hier aus dem vierten Stock ist er gesprungen.

– Hier? Wann?